

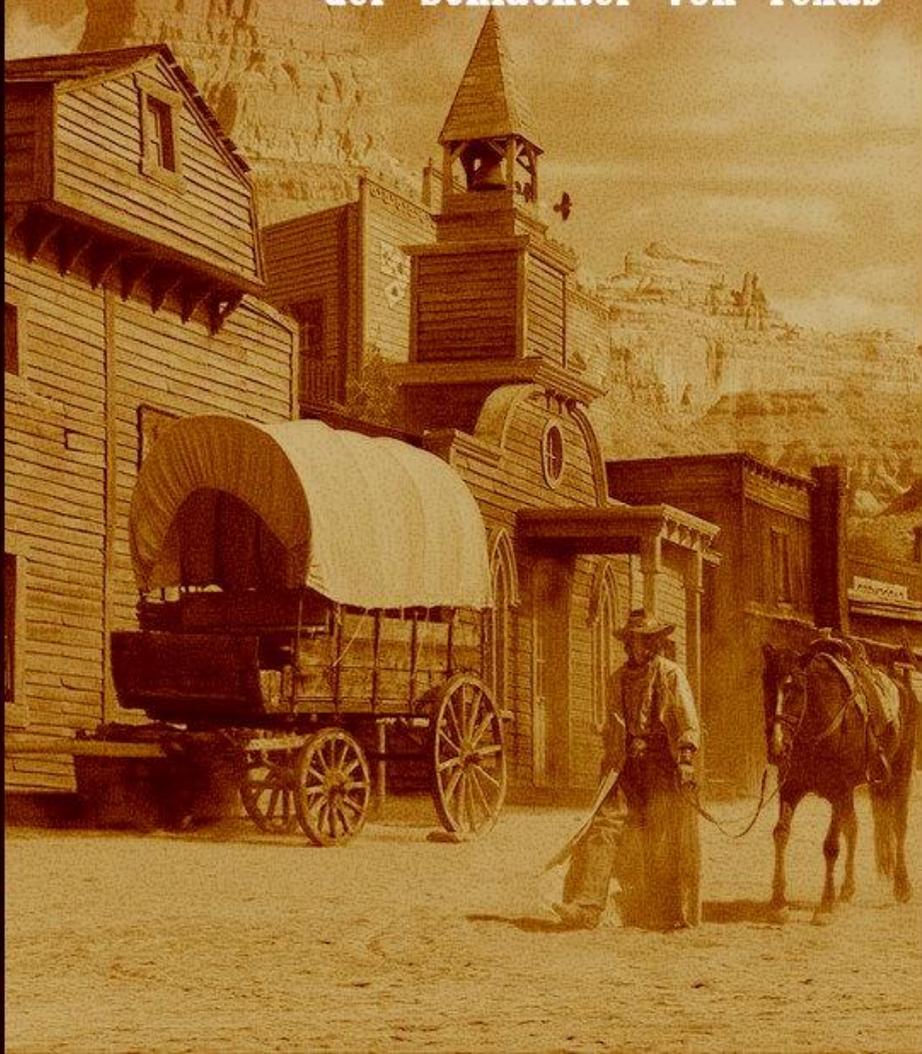


C. C. Slatterman

# Marshal Crown

Band 34

Shotgun Marlow,  
der Schlächter von Texas



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

Shotgun Marlow, der Schlächter von Texas

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2018 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2018 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Shotgun Marlow, der Schlächter von Texas

Jesse Howell lag in einer flachen Büffelsuhle am südlichen Ufer des Pea Creeks und starrte nachdenklich auf das Staatsgefängnis von Huntsville, dessen rote Backsteinmauern meterhoch in den trüben Herbsthimmel ragten.

Er war dabei bemüht, sich so klein wie möglich zu machen, um nicht entdeckt zu werden, denn an dieser Stelle war das Land zu beiden Seiten des Flusses sowohl frei vom üblicherweise angrenzenden Wald wie auch von sonstigem Gebüsch. Es gab hier auf gut einer Meile in der Runde nicht einmal Felsen und außer ein paar Grasbüscheln absolut nichts, was auch nur im Entferntesten als Deckung dienen konnte.

Nichts und niemand konnte sich unbemerkt der Haftanstalt nähern.

Aus diesem Grund hielten sich seine Partner zusammen mit den Pferden auch in einem dichten Gehölz versteckt, das etwas mehr als eine halbe Meile hinter der Büffelsuhle lag.

Howell zog sein starkes Messing-Fernrohr zu voller Länge aus und suchte in aller Ruhe die roten Mauern nach einem bestimmten Hinweis ab.

Er war zwar davon überzeugt, dass sich außer ihm und seinen Partnern derzeit kein Mensch in dieser Gegend befand, trotzdem ließ er sein Fernrohr immer wieder auch einmal nach rechts und dann nach links über das Land schweifen.

Aber außer ein paar davon hoppelnden Wildkaninchen war nichts zu sehen.

Allmählich wurde Howell ungeduldig.

Es war ein grauer Oktobernachmittag. Ein kühler Wind

strich über das karge Land und brachte immer wieder ein paar Regentropfen mit, die allmählich dafür sorgten, dass es auch in seinem Versteck zusehends ungemütlicher wurde. Der Boden wurde immer feuchter, der Wind kühler und die Sicht ständig schlechter. Howell nahm sich vor, noch eine Viertelstunde auszuharren, dann wollte er den Rückzug antreten. Sollten doch die anderen seinen Posten einnehmen, er jedenfalls hatte keine Lust, sich an diesem nasskalten Herbsttag noch eine Erkältung oder womöglich sogar eine Lungenentzündung einzufangen.

Howell war gerade dabei, die Frontansicht des Gefängnisses ein letztes Mal mit seinem Fernrohr abzusuchen, als er plötzlich stutzte.

Langsam ließ er sein Fernrohr noch einmal über die Mauern gleiten.

Dann sah er es.

Das vereinbarte Zeichen war unübersehbar.

Der weiße Stofffetzen, den jemand im zweiten Stock an den Gitterstäben eines Zellenfensters befestigt hatte, war trotz der trüben Sichtverhältnisse vor dem Hintergrund der roten Backsteinmauern deutlich auszumachen.

Howell ballte die Faust und nickte entschlossen.

»Marlow, du Teufelskerl, ich möchte bloß wissen, wie du das wieder fertiggebracht hast.«

Dann kroch er zurück zu seinen Partnern.

Er wusste jetzt, was zu tun war.

\*

Mitternacht war längst vorüber, als Jason Rudd bei seinem Rundgang durch das Zellengebäude hinter einer der eiser-

nen Türen ein leises Stöhnen vernahm.

Der Wärter hob die schmale Sichtklappe in der Tür an und starrte missmutig in die Zelle.

Fahler Mondschein tauchte den Raum in schummriges Licht, trotzdem reichte es aus, um ihn außer den drei Pritschen noch andere Einzelheiten erkennen zu lassen.

*Verdammt!, durchzuckte es Rudd, ich bin noch keine Stunde im Dienst, und schon habe ich nur Scheiße an der Backe.*

Auf einer der Pritschen wälzte sich ein Mann scheinbar unter Bauchkrämpfen hin und her.

»Was ist los, Marlow?«, fragte der Wächter halblaut durch die Luke. »Fehlt Ihnen was?«

Statt einer Antwort presste der Gefangene beide Hände auf den Leib und stöhnte erneut.

Im gleichen Moment hob der Mann, der auf der Pritsche über ihm lag, den Kopf und fluchte.

»Was zum Teufel stehst du da noch herum, Rudd? Hol gefälligst einen Arzt oder willst du, dass er hier verreckt?«

»Was ... was ist mit ihm?«, fragte der Wärter. Die Nervosität in seiner Stimme war dabei nicht zu überhören.

»Er hat Bauchkrämpfe, das sieht man doch«, meldete sich der Mann auf der dritten Pritsche zu Wort.

»Das geht jetzt schon seit über einer Stunde so. Hol endlich Hilfe oder schaff den Kerl hier raus. Wie soll man denn bei diesem Gestöhne schlafen?«

Rudd wurde unsicher. »Ich komme gleich wieder«, sagte er nach einem letzten Blick in die Zelle. »Wartet hier! Macht so lange keinen Ärger.«

Der Mann, der auf der Pritsche über Marlow lag, spuckte wütend zu Boden. »Arschloch, was denkst du denn, wo wir sonst auf dich warten?«

Aber das hörte Rudd bereits nicht mehr, denn er hatte sich inzwischen umgedreht und rannte zum Aufenthaltsraum der Wachmannschaft zurück. Die Sohlen seiner genagelten Stiefel hallten bei jedem Schritt beinahe überlaut durch den dunklen Zellentrakt. Als er sein Ziel erreicht hatte, blickte er sich fluchend um.

Er war allein. Alles schlief.

Seine Schicht ging noch bis Sonnenaufgang, erst dann wurde er abgelöst. Er musste also allein zurechtkommen, wusste im Moment allerdings nicht, wie. Dementsprechend hilflos sah er sich in dem Raum um, bis sein Blick auf das kleine Arzneischränkchen fiel, das neben der Tür an der Wand hing. Er öffnete es und nickte beifällig, als er darin ein kleines Gläschen entdeckte, das dem Etikett nach ein starkes Schmerzmittel enthielt.

Er füllte eine Tasse mit Wasser und schüttete etwas von dem Pulver aus dem Gläschen hinein. Dann machte er sich wieder auf den Weg zu der Zelle, in der sich neben dem Killer und Bandenführer Lee Marlow auch der wegen zweifachen Mordes verurteilte Mike Donovan und der Farmer Will Graham befand, der seine Frau erwürgt hatte, nachdem er erfuhr, dass sie sich regelmäßig in der Scheune mit seinem Stallknecht vergnügte, wenn er auf den Feldern war.

Arglos öffnete Rudd die Zelle der drei Mörder und trat zur Pritsche von Marlow, der sich noch immer mit schmerzverzerrtem Gesicht auf seinem Lager hin und her wälzte.

»Hier!«, sagte er und reichte dem Killer die Tasse. »Trinken Sie das, danach wird es Ihnen besser gehen.«

Marlow grunzte.

Im selben Moment hörte Rudd hinter sich ein seltsames Geräusch.

Er ließ die Tasse fallen, wirbelte herum und griff zur Waffe.

Zu spät.

Rudd spürte noch, wie er einen wuchtigen Schlag auf den Kopf erhielt, dann versank die Welt um ihn herum in einem blutigen Strudel. Während er bewusstlos zu Boden ging, richtete sich Marlow von seiner Pritsche auf.

Mit einem triumphierenden Grinsen musterte er seine Zelengenossen. Sein Trick hatte geklappt.

Der Rest war ein Kinderspiel. Draußen warteten seine Männer sicherlich schon mit frischen Pferden auf sie.

\*

»Sie wollten mich sprechen?«

Richard Coke, der asketisch wirkende Mann, der als Gouverneur von Texas seit etwas mehr als fünfzehn Monaten die Geschicke des Lone Star Staates leitete, zuckte zusammen und drehte sich um.

Sein düsterer Blick, der bis vor wenigen Sekunden noch den beiden Raufbolden gegolten hatte, die sich vor seinem Fenster auf der Straße prügeln, richtete sich nun wohlwollend auf jenen Mann, der seiner Meinung nach der beste US-Marshall war, der jemals während seiner Amtszeit den Dienst angetreten hatte.

Er schüttelte den Kopf, während er auf seinen Schreibtisch zuging.

»Es wird immer schlimmer in der Stadt, jetzt prügeln sich die Leute schon am helllichten Tag auf der Straße. Ich schätze, ich muss mit der Stadtpolizei und dem Gemeinderat mal ein ernstes Wort reden.«

»Ich weiß nicht, ob das etwas nützt. Das Problem liegt nicht in der Stadt oder bei den Bürgern, sondern draußen auf den umliegenden Ranches. Man könnte fast meinen, dass die Viehzüchter Gefallen daran finden, wenn sich ihre Cowboys hier aufführen wie die Axt im Walde. Sie glauben anscheinend immer noch daran, dass sie das Vordringen der Siedler mit Gewalt verhindern können. Aber reden wir nicht mehr davon, Sie kennen ja meine Ansichten zu diesem Thema.«<sup>1</sup>

Der Gouverneur verzog das Gesicht. »Erinnern Sie mich bloß nicht daran. Seit ich mir nach Ihrem Bericht Sellers zur Brust genommen habe, schneidet er mich, wo er nur kann. Aber nicht nur er. Wie es scheint, hatten Sie recht mit der Annahme, dass er und einige andere dieser Viehbarone ihr eigenes Süppchen kochen.«

Crown kratzte sich nachdenklich hinter seinem Ohr. »Das behaupte ich schon lange, aber ich glaube kaum, dass sie mich jetzt herkommen haben lassen, um wieder darüber zu reden?«

Coke schüttelte vehement den Kopf. »Bei Gott, ich wollte es wäre so, aber die Sache, die ich mit Ihnen besprechen muss, ist weitaus brisanter. Sagt Ihnen der Name Shotgun Marlow etwas?«

Jim zuckte unvermittelt zusammen.

Natürlich sagte ihm der Name etwas, halb Texas kannte schließlich diesen Namen.

James Lee Marlow, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, war das typische Beispiel eines desillusionierten Südstaaten-soldaten, wie ihn die Bestie Bürgerkrieg nach ihrem Ende zu

---

<sup>1</sup> Siehe Marshal Crown Band 30 *Kein Gesetz in Preston City*

Tausenden wieder in die Heimat entließ.

Als er im Herbst 1866 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde und nach Hause kam, war die Wirtschaft des Südens ruiniert und er heimatlos und ohne Arbeit. Die Eltern waren tot und ihre Farm am Pecos River durch die neuen Gesetze der Unionsregierung wegen angeblicher Steuerschulden enteignet.

Seine Proteste verhallten ungehört. Als man James wegen eben dieser Steuerschulden auch noch ins Gefängnis werfen wollte, war sein Vertrauen in das Gesetz endgültig erschüttert und, um zu überleben, tat er das, was ihm der Krieg beigebracht hatte.

Rauben, plündern, morden!

Ein Jahr später hatte Marlow eine Handvoll Gleichgesinnte um sich geschart, die ebenso ohne Geld und Zukunftsaussichten waren wie er.

Im Februar 1868 erfolgte der erste Überfall der Bande.

Sie erschossen den Hauptkassierer der Bank of Waco und verließen die Stadt mit beinahe sechzigtausend Dollar in den Satteltaschen.

Im Juli war eine Kutsche der Butterfield Overland Company das Ziel ihrer Begierde und im Oktober desselben Jahres beraubten Marlow und seine Männer eine Privatbank in Austin. Als die Bande die Stadt verließ, lagen zwei Bewohner der Ortschaft tot im Straßenstaub. Aber auch Marlow und seine Männer hatten Verluste zu beklagen.

Der Überfall hatte drei von ihnen das Leben gekostet.

Fünf Tote für eine jämmerliche Beute von gerade einmal 800 Dollar.

Von diesem Tag an benutzte Marlow bei seinen Überfällen keinen Colt mehr, sondern eine abgesägte Shotgun. Der Re-

spekt vor einer solchen Waffe, mit der man einen Mann regelrecht in Stücke schießen konnte, war ungleich größer als der vor einem Sechsschüsser.

Außerdem begann er nach diesem Fiasko, nach jedem weiteren Hold-up immer einen Teil der Beute unter der Bevölkerung des Landes zu verteilen.

Der Erfolg gab ihm recht.

In einer Zeit, in der die Nordstaaten mit ihrer brutalen Besatzungspolitik den Süden bis aufs Blut auspressten, sahen viele in ihm einen Heilsbringer und deckten ihn, wo sie nur konnten. So waren Marlow und seine Bande im Gegensatz zu all den anderen Outlaws immer noch dick im Geschäft. Fünfundzwanzig Überfälle in fast acht Jahren und dazu eine Beute von über dreihunderttausend Dollar hatten aus dem ehemaligen Farmersohn vom Pecos River eine Legende gemacht.

Erst der Hinweis eines ehemaligen Bandenmitglieds, der sich von seiner Aussage Straffreiheit und die auf Marlow ausgesetzte Belohnung erhoffte, brachte ihn zu Fall.

Das war vor etwa einem Jahr.

»Was ist mit ihm? Ich denke, er sitzt in Huntsville und wartet auf den Strick.«

»Jetzt nicht mehr. Wie ich heute Morgen per Telegramm erfahren habe, ist er vorgestern mit seinen beiden Zellengenossen aus dem Gefängnis ausgebrochen. Deshalb habe ich Sie hergebenen. So, wie ich Marlow kenne, wird der nächste Überfall nicht lange auf sich warten lassen.«

Crown schluckte trocken.

Die Nachricht von der Flucht des Bandenchefs machte auch ihn nachdenklich.

»Wie lautet Ihr Auftrag?«

Der Gouverneur hob den Kopf und räusperte sich. »Bringen Sie ihn mir so schnell wie möglich hierher, egal, ob tot oder lebendig! Dieser Scheißkerl hat bisher fast ein Dutzend Menschen mit seiner Schrotflinte regelrecht in Stücke geschossen. Damit muss Schluss sein, deshalb haben Sie in dieser Sache völlig freie Hand.«

\*

Marlow und seine Männer hatten die vor ihnen liegende Ebene etwa zur Hälfte durchquert, als sich das Wetter schlagartig änderte. Der Himmel überzog sich innerhalb von Minuten, Wind kam auf, die Luft wurde frostig.

Dann begann es zu regnen.

Zuerst nur in vereinzelt Tropfen, dann immer stärker, schließlich fast sintflutartig. Innerhalb kürzester Zeit füllten sich alle Kuhlen, Löcher und Spalten der Ebene mit Wasser und verwandelten den Boden in einen derart matschigen und damit schlüpfrigen Untergrund, dass sogar die Pferde immer wieder darauf ausrutschten.

»Verdammt Marlow!«, brüllte Jesse Howell, der inzwischen wie alle anderen auch völlig durchnässt war. »Wenn wir nicht bald einen Unterstand finden, ersaufen wir noch mitsamt unseren Pferden.«

Marlow drehte sich im Sattel um.

Anscheinend war er der Einzige, dem der peitschende Regen und der kalte Wind nichts ausmachten, denn er lachte, als er Howell antwortete: »Stell dich nicht so an, in spätestens einer halben Stunde sind wir am Ziel.«

»Eine halbe Stunde?«, echote Howell ungläubig. »Bis dahin sind mir Schwimmhäute zwischen den Zehen gewach-

sen.«

»Warum sagst du das mir? Kann ich vielleicht etwas dafür, dass die Pferde nicht schneller vorankommen?«

»Nein, aber du könntest mal verlauten lassen, was genau unser Ziel ist«, erwiderte Will Graham, der ebenso wie sein Zellenkumpan Donovan seit Marlows Ausbruch aus dem Staatsgefängnis zu dessen Bande gehörte. »Ich komme nämlich aus der Gegend und ich wüsste nicht, was es hier geben soll, das sich lohnt, zu überfallen.«

»Was hältst du von der Abbott-Station?«

Graham zügelte unvermittelt sein Pferd. »Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?«

Howell, der das älteste Mitglied der Bande war, lenkte sein Pferd neben den Farmer. »Was meinst du damit?«

Graham wischte sich den Regen aus dem Gesicht und deutete nach vorne. »Die Abbotts sind Brüder, zwei alte Knacker, die bei der Eisenbahn ihr Gnadenbrot verdienen. William ist der Stationsagent, der dafür zuständig ist, dass in den hölzernen Tanks immer genug Wasser für die Lokomotiven vorhanden ist, und David ist der Telegrafist. Zusammen sind die beiden gefühlt zweihundert Jahre alt. Auf ihrer Station gibt es keinen Pferdecorral, keine Unterkunft, keinen Laden, einfach nichts. Nur den Wassertank, ein paar Dornenbüsche und das Stationsgebäude mit dem Telegrafen. Die Züge halten hier nur, wenn sie Wasser aufnehmen müssen. Böse Zungen behaupten, dass die Abbott-Station am Arsch von Texas liegt.«

Howell drehte sich im Sattel um und musterte Marlow skeptisch. »Hast du das gehört?«

»Ich bin ja nicht taub.«

»Dann kannst du mir auch sicher sagen, was wir dort wol-

len.«

»Natürlich, wir warten da auf den Nachmittagszug. Der bringt nämlich an jedem zweiten Freitag eines Monats Regierungsgelder nach Austin, und jetzt ratet mal, was für einen Tag wir heute haben.«

Howell piff anerkennend durch die Zähne. »Woher zum Teufel weißt du davon?«

Der Banditenboss lachte gallig. »Woher? Glaubst du vielleicht, ich habe in meiner Zelle nur geschlafen?«

Marlow hatte inzwischen sein Pferd angehalten.

Die Männer taten es ihm nach und starrten über die Ebene auf das Stationshaus, in dem sich zweifelsfrei der Telegraf befand, denn hinter dem Gebäude sah man entlang den Schienen Telegrafendrähte, soweit das Auge reichte.

Außer einer dünnen, kleinen Rauchsäule, die aus dem Schornstein in den regenverhangenen Himmel aufstieg, war auf der Station keinerlei Anzeichen von Leben zu erkennen.

»Sieht aus wie ausgestorben«, sagte Norman Carter. Dabei musterte er die beiden Neuen immer wieder mit abschätzenden Blicken.

Der bullige Rotschopf stand in der Hierarchie der Banditenhorde nach Marlow und Howell an dritter Stelle. Danach folgten der pockennarbige George Benton, Pablo Moreno, der Mexikaner, und Marvin White. Dass Graham und Donovan dabei waren, schmeckte ihm überhaupt nicht.

Aber nicht nur ihm, auch die anderen machten aus ihrer Abneigung gegen die beiden Neuen keinen Hehl. Jeder von ihnen wusste, dass mehr Mitglieder für alle automatisch bedeutete, dass sich damit auch ihre Anteile verkleinerten.

»Das sieht nur so aus«, behauptete Graham. »Die beiden Alten hocken sicher am Ofen und kochen Kaffee, was ich ih-

nen nicht einmal verdenken kann. Ich würde das bei dem Sauwetter genauso machen.«

»Dann mal los«, sagte Marlow. »Ich weiß zwar nicht, wie es euch geht, aber ich bin nass bis auf die Knochen. Eine heiße Tasse Kaffee wäre jetzt gerade richtig.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, zog Marlow die Zügel an und trieb sein Pferd durch den aufgeweichten Boden bis zu dem kleinen Stationsgebäude, von dessen spitz zulaufendem Dach der Regen in wahren Sturzbächen zu Boden floss.

Die Männer folgten ihm bis zur Station, stiegen aus den Sätteln und führten ihre Tiere in einen überdachten Unterstand seitlich des Gebäudes. Sie warteten, bis Marlow seine obligatorische Shotgun aus dem Sattelschuh gezogen hatte und vorausging, und betraten dann nach und nach hinter ihm die Station.

Drinnen war es angenehm warm und vor allem trocken.

Der bullernde Kanonenofen in der Mitte des einfach eingerichteten Aufenthaltsraums verbreitete eine wohlige Wärme.

Der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee hing in der Luft.

Die Männer scharten sich sofort um den Ofen, knöpften ihre nassen Jacken auf und hielten die Hände über die rot glühende Platte.

Es dauerte nicht lange, bis die Hitze ihre vom Regen durchweichten Kleider zum Dampfen brachte. Die Männer husteten, schnieften und drängten sich noch näher an den Ofen heran.

»Boah«, sagte Marvin White und schüttelte sich. »Also, ich weiß nicht, wie es euch geht, aber so nass wie heute war ich das letzte Mal, als ich 68 beim Viehtreiben aus dem Sattel fiel und dabei fast im Canadian ertrunken bin.«

Die Männer lachten, indes Marlow mit großen Schritten

auf die Nordwand zustiefelte, wo eine hölzerne Balustrade den Raum in zwei Hälften teilte. Dahinter saßen zwei Oldtimer an einem wurmstichigen Schreibtisch, von denen jeder seine Hände um eine Tasse mit dampfendem Kaffee gelegt hatte.

»Wann kommt der nächste Zug?«, wollte Marlow wissen.

»In etwa einer Stunde«, erwiderte einer der Alten. Der Telegrafenhut nach, die er sich tief in die Stirn gezogen hatte, musste es sich um David Abbott handeln.

»Aber mit dem können Sie nicht weiterfahren. Das ist nur ein Materialzug, der hier Wasser aufnimmt, der nimmt keine Passagiere mit.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Marlow mehr zu sich selbst und lächelte schmal. Dann straffte sich seine Gestalt und sein Blick richtete sich auf die Tassen der Abbotts.

»Wie ich sehe, haben Sie frischen Kaffee gekocht. Hätten Sie für mich und meine Männer eine Tasse übrig, solange wir hier auf den Zug warten?«

»Natürlich«, sagte William. »Aber wie mein Bruder bereits erwähnte, wenn Sie sich Hoffnungen machen, mit dem Zug mitzufahren, vergessen Sie es. Da ist noch keiner zugestiegen, seit wir hier Dienst schieben.«

»Mag sein, aber die Zeiten haben sich geändert.«

Abbott machte ein fragendes Gesicht. »Wie meinen Sie das?«

»Das erkläre ich Ihnen, wenn der Zug hier ist. Aber vorher schließen Sie die Station ab.«

»Bitte?«

William und David Abbott zogen beinahe gleichzeitig verwundert die Augenbrauen hoch.

David, der Telegrafist, erhob sich und rückte seine dunkel-

blaue Eisenbahneruniform gerade.

»Das können Sie vergessen. Mein Bruder und ich sind seit zehn Jahren auf der Station und hier war noch keinen Tag geschlossen.«

»Einmal ist immer das erste Mal«, sagte Marlow und hob die Rechte.

Der lang gezogene, fleckige Lauf seiner abgesägten Parker Gun zeigte dabei genau auf den Bauch von David Abbott.

»Ihr Schweine«, keuchte der Telegrafist. »Ihr wollt den Zug überfallen, habe ich recht?«

Marlow lächelte kalt. Dann krümmte er den Finger.

Die Schussdetonation hallte wie Kanonendonner durch den Aufenthaltsraum der Station.

David Abbott wurde regelrecht aus den Stiefeln gehoben.

Blut spritzte wie aus einem Schlauch aus seinem Oberkörper.

Die Wucht der Schrotladung warf ihn rücklings gegen die Wand. In seinen Augen lag der Ausdruck grenzenloser Verwunderung, als er rücklings gegen die Holzwand krachte und langsam daran hinunter rutschte.

Sein Bruder schüttete Marlow den Inhalt seiner Tasse ins Gesicht. Der Banditenboss brüllte auf, als ihn der heiße Kaffee traf, und wandte sich fluchend ab. William sah die Chance zu entkommen, drehte sich um und rannte auf die kleine Seitentür zu, die am Ende der Nordwand gelegen auf den Hinterhof führte.

Aber er hatte gegen die Bande nicht den Hauch einer Chance.

Er kam gerademaal drei Schritte weit, als ihm Benton auch schon zwei Kugeln in den Kopf jagte.

Am anderen Morgen kam über den Draht die Nachricht von dem Überfall in Austin an.

Einer der Mitarbeiter des Telegrafenamtes nahm sich die Zeit, alles genau aufzuschreiben. Dann lief er sofort auf den Amtssitz des Gouverneurs zu, der in seinem Büro hinter dem Schreibtisch saß und frühstückte.

Coke riss dem Mann fast das Telegrammformular aus der Hand, als er den Namen Marlow hörte. Hastig las er sich die wenigen Worte durch, nickte und lief aus seinem Büro, nachdem der Telegrafist gegangen war. Mit weit ausgreifenden Schritten stürmte er auf den nebenan liegenden Gebäudekomplex zu, in dem sich außer den Quartieren der US-Marshals auch die Stallungen befanden, in denen die Reittiere der Sternträger versorgt wurden.

Inzwischen begann es langsam aber stetig zu regnen.

Er war nicht sonderlich überrascht, Crown trotz der frühen Morgenstunde am Corral bei den Pferden anzutreffen.

Der Marshal legte bei seinem Anblick den Sattel und das Zaumzeug, das er in den Händen hielt, auf einer der Corralstangen ab, stemmte die Hände in die Hüften und blickte dem heraneilenden Gouverneur neugierig entgegen.

»Sind Sie aus dem Bett gefallen, Sir? Es ist gerade einmal halb acht und es ist Samstag.«

Coke lächelte gequält. »Bei meinem Job gibt es keinen Samstag oder Sonntag. Der Staat verlangt meinen Einsatz auch am Wochenende.«

»Scheißjob«, erwiderte Crown lapidar.

»Wie man es nimmt. Aber wie ich sehe, haben Sie offensichtlich eine ähnliche Berufsauffassung, oder was machen

Sie sonst an Ihrem dienstfreien Tag um diese Uhrzeit bei den Ställen?»

Jim zuckte die Achseln. »Einer muss sich ja schließlich um mein Pferd kümmern.«

Irritiert blickte sich Coke um. »Haben wir dazu nicht ein paar Stallburschen eingestellt?»

»Das ist richtig, aber hin und wieder möchte ich doch lieber selber nach meinem Pferd sehen. Denn, wenn ich unterwegs bin, muss ich mich hundertprozentig auf den Buckskin verlassen können.«

»Und was sagt Mary Ann dazu?»

Jim zuckte wiederum die Achseln. »Keine Ahnung, sie schläft noch.«

Coke seufzte. »Na, die wird eine Freude haben, wenn sie aufwacht und feststellt, dass Sie nicht mehr da sind.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Crown etwas irritiert.

Statt einer Antwort streckte ihm Coke das Telegrammformular entgegen. »Hier, lesen Sie. Marlow hat gestern Nachmittag keine fünfzig Meilen von hier auf der Abbott-Station einen Zug überfallen, der Regierungsgelder mit sich führte. Dabei hat er sich aufgeführt wie ein Schwein. Er hat die Abbott-Brüder, den Lokführer, den Heizer und einen Zugbegleiter mit seiner Shotgun regelrecht in Stücke geschossen. Ein Farmer, der hin und wieder Einkäufe für die Abbotts erledigt, hat die Toten heute Morgen entdeckt.«

Crown, der das Formular inzwischen durchgelesen hatte, gab das Papier zurück und schnappte sich den Sattel und das Zaumzeug, das er erst vorher auf der Corralstange abgelegt hatte. Dann lief er rasch auf die Stallgebäude zu.

Coke versuchte ihm zu folgen. Ein Unterfangen, das gar nicht so einfach war, denn der Marshal überragte den Gou-

verneur um fast einen Kopf und war außerdem das Laufen deutlich besser gewohnt als der Politiker. Dementsprechend keucht Coke, als er den Stall erreichte, in dem Crown bereits dabei war, außer seinem Buckskin noch zwei weitere Pferde aus den Boxen zu holen, einen hochbeinigen Wallach und einen ausdauernden Rotbraunen.

»Was werden Sie jetzt tun?«

»Ich werde sofort zur Abbott-Station reiten.«

Coke stutzte angesichts der drei Pferde, die der Marshal reitfertig machte. »Wer reitet noch mit? Für wen sind die anderen Pferde?«

»Für niemanden, ich brauche die Tiere, um so schnell wie möglich voranzukommen. Wenn alles gut geht, hat Marlow keine zwanzig Stunden Vorsprung, wenn ich die Station erreiche. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, dass ich drei Pferde nutzen kann, während dieser Hurensohn und seine Bande immer auf denselben Gäulen herumreiten müssen. Ich schätze, dass ich ihn in spätestens drei Tagen vor dem Colt habe, denn in die Richtung, in die sie reiten, gibt es auf hundert Meilen in der Runde keine Möglichkeit, um an frische Pferde zu kommen.«

»Und dann? Ich meine, Sie sind allein, Marlow jedoch hat mindestens sechs oder sieben Männer bei sich.«

Crown lächelte kalt und klatschte mit der Rechten auf den zerschrammten Walnussholzgriff seines Colt Single Action. »Ich bin nicht allein, wenn ich die Patronen aus meinem Colt und dem Gewehr zusammenzähle, habe ich über ein Dutzend Freunde dabei.«

Crown tippte sich mit dem Zeigefinger seiner Rechten gegen die Hutkrempe, um aufzuzeigen, dass damit für ihn das Thema beendet war. Dann drehte er sich um und begann die

Pferde vorzubereiten, währenddessen der Regen immer lauter auf das Dach des Stallgebäudes prasselte. Sorgfältig strich er die Satteldecken seines Buckskins glatt, legte den Sattel auf und zog die Gurte fest. Dann füllte er zwei Leinensäcke mit Hafer. Coke sah ihm zu, bis er den Wallach an den Schwanz des Rotbraunen band und dessen Zügel um sein Sattelhorn schlang.

»Viel Glück«, sagte der Gouverneur leise.

»Danke«, erwiderte Crown und schlüpfte in seinen Ölmantel. Danach stieg er auf den Buckskin und ritt ohne ein weiteres Wort mit den Pferden aus dem Stall. Coke sah ihm schweigend nach, bis sich die Silhouette des Marshals nur noch als kleiner Punkt am Ende der Stadt abzeichnete.

Inzwischen regnete es immer stärker.

Vielleicht hätte sich die ganze Sache anders entwickelt, wenn beide, der Marshal und der Gouverneur, die unter setzte Gestalt bemerkt hätten, die in einer halbdunklen Seitengasse stand und Crown mit brennenden Augen hinterher starrte.

Aber nur vielleicht, und so ging jeder seines Weges.

Dabei machte die wutverzerrte Fratze des Mannes selbst einem unbedarften Beobachter klar, dass die Gedanken, die er für Crown hegte, von geradezu mörderischer Natur sein mussten.

Der Mann war niemand anderes als Howard Kane, einer der Mörder von Jims Frau.

Eigentlich hatte der Bandit andere Pläne, aber die Anwesenheit des Todfeindes seiner Familie änderte alles. Anstatt seinen Weg nach Südosten fortzusetzen, entschloss er sich, dem Marshal zu folgen.

Jim trieb seine Pferde nicht besonders schnell an.

Selbst, wenn er die Abbott-Station noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen sollte, brachte ihm das nichts ein. Er galt zwar dank seines Comanchenfreundes Eagleman als einer der besten Fährtensucher weit und breit, aber auch er konnte in der Nacht keine Spuren lesen. Er konnte nur zusehen, dass er die Station so schnell wie möglich erreichte, und zwar ohne dass dabei eines der Pferde Schaden nahm.

Ein Unterfangen, das auf dem glitschigen, vom Regen aufgeweichten Boden gar nicht so einfach war. Immer wieder musste er das Tempo zurücknehmen, da ständig eines der Tiere strauchelte, weil es auf dem seifigen Morastboden ausgerutscht war.

Manchmal musste er sogar im Schritt reiten, da es einfach zu gefährlich war. Aber Crown haderte mit seinem Schicksal nicht, weil er genau wusste, dass es Marlow und seinen Männern keinen Deut besser erging.

So verging Stunde um Stunde, bis er vor sich im Abendlicht endlich die Umrisse der Eisenbahnstation ausmachte. Der Wasserturm war in der fast baumlosen Ebene weithin zu sehen. Als er weiter ritt, erkannte er auf den Schienen, die neben dem Stationsgebäude verliefen, einen Zug stehen. Zuerst dachte Jim, dass es sich dabei um jenen Zug handelte, den Marlow überfallen hatte. Dadurch, dass er den Lokführer sowie den Heizer und auch den Zugbegleiter erschossen hatte, konnte es gut möglich sein, dass bisher noch niemand von der Eisenbahn eingetroffen war, der den Zug weiterfahren konnte. Aber dann erkannte er beim Näherkommen, dass es sich dabei unmöglich um den Nachmittagszug han-

deln konnte, an dieser Lok war nämlich nur ein Wagen angehängt.

Instinktiv lockerte er den Colt an seiner Rechten.

Im gleichen Augenblick repetierte drüben beim Stationsgebäude jemand ein Gewehr.

»Das ist nah genug, Amigo! Heb die Hände und sag uns, was du hier zu suchen hast. Aber sag es schnell, denn ich bin nicht in der Stimmung für lange Reden. Die Abbotts waren gute Freunde von mir.«

Während Jim dem Mann die Handflächen entgegenstreckte, bemerkte er, wie vom Zug aus drei weitere Männer auf ihn zukamen. Sie alle trugen die dunklen Uniformen der Union Pacific Eisenbahngesellschaft. Sie hatten mürrische, verschlossene Gesichter, was nicht nur am Regen lag, und jeder von ihnen hielt eine Waffe in den Händen.

Angesichts der offen zur Schau getragenen Feindseligkeit der Männer kam Jim dem Befehl des Sprechers unverzüglich nach.

»Mein Name ist Crown, Jim Crown. Ich bin US-Marshal.«

»Wie zum Teufel kommen Sie so schnell hierher?«, bellte der Mann bei der Station.

»Gouverneur Coke wurde heute Morgen per Telegramm über diesen Vorfall unterrichtet. Er hat mich damit beauftragt, Marlow und seine Bande zur Strecke zu bringen.«

Der Mann lachte abfällig. »Ein einzelner Mann gegen den Schlächter von Texas und seine Bande? Freundchen, ich denke, da hast du dich aber gewaltig übernommen.«

»Das glaube ich nicht, Jack«, sagte einer der drei Eisenbahner, die jetzt direkt vor Jim und seinem Buckskin standen. »Der Gouverneur weiß schon, was er tut. Das da ist tatsächlich Marshal Crown, ich habe ihn schon ein paar Mal in Aus-

tin gesehen. Er ist Cokes bester Mann und ich sage dir schon jetzt, dass sich Marlow warm anziehen muss. Crown hat bis jetzt noch jeden zur Strecke gebracht, auf den ihn der Gouverneur angesetzt hat.«

»Wenn das so ist, muss ich mich wohl bei Ihnen entschuldigen, Marshal«, sagte der Mann, den man mit Jack angesprochen hatte.

Er nahm das Gewehr herunter und kam auf Crown zu.

»Sparen Sie sich Ihre Entschuldigung, sagen Sie mir lieber, was Sie hier machen«, erwiderte Jim freundlich aber bestimmt. »Überfälle auf die Eisenbahn fallen normalerweise nur in die Zuständigkeit eines US-Marshals.«

»Das ist richtig, aber die Eisenbahngesellschaft kann es sich nicht leisten, dass die Station und der Telegraf nicht besetzt sind und die Strecke durch einen Zug blockiert. Also hat man uns losgeschickt, um den Betrieb wieder aufzunehmen und den Nachmittagszug von den Schienen zu nehmen. Es tut mir leid, wenn wir alle so unfreundlich waren, aber Sie müssen uns verstehen. Wir haben gerade eben fünf der Unseren unter die Erde gebracht, von denen jeder einzelne ein verdammt anständiger Kerl war.«

»Irgendwelche Spuren?«

»Jede Menge, aber am besten kommen Sie mit ins Haus und sehen sich das selber an.«

Jim glitt aus dem Sattel und übergab die Zügel seiner Pferde jenem Mann, der behauptet hatte, ihn schon des Öfteren in Austin gesehen zu haben.

Dann folgte er Jack in die Station.

Drinne sorgten mehrere Kerosinlampen für ein fast taghelles Licht.

Nachdenklich sah sich Jim in dem Aufenthaltsraum um.

Dabei hörte er immer wieder das Klappern des Telegrafens, der sich an der Nordwand hinter einer kleinen Balustrade befand.

Aber davon schien im Moment niemand Notiz zu nehmen.

Auf den hölzernen Fußbodendielen vor der Theke waren mehrere dunkle Flecke zu erkennen und hinter der hölzernen Abgrenzung zog sich eine richtige Blutspur bis hin zu der angrenzenden Seitentür.

»Marlow hat die Abbotts regelrecht abgeschlachtet. Wir haben fast zehn Eimer Wasser gebraucht, um die ganze Sauerei wegzuwischen.«

Jim nickte wissend. »Ein Mensch, der aus nächster Nähe mit einer Schrotflinte erschossen wurde, war noch nie ein schöner Anblick.«

»Dieses Schwein«, sagte Jack verbittert. »Die Abbotts waren zwei alte Männer, die ihre Arbeit gemacht haben, immer freundlich waren und nie jemandem etwas zuleide getan haben. Marlow hat sie wie tolle Hunde abgeknallt. Wahrscheinlich war alles so schnell vorbei, dass die armen Teufel gar nicht merkten, was mit ihnen passierte. Ich hoffe, Sie denken an mich, wenn Sie diesen Scheißkerl schnappen. Ich wäre nämlich gerne der Erste, der bei seinem Gang zum Galgen applaudiert.«

\*

Crown setzte seine Verfolgung im Morgengrauen fort, nichts ahnend, dass sich inzwischen auch jemand auf seine Fährte geheftet hatte.

Howard Kane indessen, der Mann, der ihn verfolgte, schäumte vor Wut.

Seit sich sein Weg mit dem des Marshals gekreuzt hatte, war er vom Pech verfolgt.

Der ganze Schlamassel hatte vorgestern begonnen.

Als die Sonne an diesem Tag hinter den Hügeln im Osten aufgestiegen war, schien die Welt für Howard Kane noch in Ordnung. Obwohl auch dieser Morgen verregnet, trüb und nasskalt begann, war er zu diesem Zeitpunkt guter Dinge. Er kam zügig voran, und wenn an den folgenden Tagen nichts mehr Unvorhergesehenes geschah, würde er Linnerville, ein kleines Städtchen am südöstlichen Ende des Colorado Rivers, noch vor dem Ende der nächsten Woche erreichen. Dort wollte er sich mit dem Rest der Familie treffen. Anscheinend plante sein alter Herr unten am Golf von Mexiko einen größeren Coup.

Wenig später stieß er dann auf einen Postreiter.

Der Mann lag abseits des Überlandtrails genau in dem Gebüsch, das er ausgesucht hatte, um dahinter zu verschwinden, nachdem die Bohnen, die er zum Frühstück gegessen hatte, inzwischen mit aller Macht ins Freie drängten.

Es war purer Zufall, dass er ihn entdeckte.

Er war gerade dabei, sich die Hose hochzuziehen, als Wind aufkam und ihm außer seiner Hinterlassenschaft einen Geruch in die Nase wehte, den er nur allzu gut kannte.

Der süßlich-faulige Geruch von verwesendem Menschenfleisch hatte sich seit dem Krieg unauslöschlich in seinem Gedächtnis eingebrannt.

Kane machte einen großen Bogen um das Unterholz und bewegte sich dabei fast geräuschlos. Als er die Quelle des Geruchs erreicht hatte, ging er hinter einem Busch in die Knie und visierte die Stelle mit seinem Colt an.

Der Mann lag keine zehn Schritte von ihm entfernt auf

dem Boden, irgendein armer Teufel, der den Indianern in die Hände gefallen war.

Obwohl Howard, selber ein Mörder, ziemlich abgebrüht und gefühllos war, ging ihm der Anblick des Postreiters doch an die Nieren.

Handteller große Flecken überzogen die nackte Leiche vom Schlüsselbein bis zu den Knien, wo die Haut in Streifen von seinem Körper geschnitten war.

Sein Schädel war eingeschlagen und man hatte ihn skaliert. Der Mund war weit aufgerissen, doch seine Schreie waren wahrscheinlich ungehört geblieben, denn man hatte ihm das, was einen Mann von einer Frau unterschied, in den Rachen gestopft.

Danach hatten sie ihm offensichtlich Pferd und Waffen gestohlen und das, was von ihm noch übrig geblieben war, wie einen alten Lumpen ins Gebüsch geworfen. Die Satteltaschen mit der Post interessierten sie anscheinend nicht, denn sie lagen noch ungeöffnet neben ihm.

Und genau das war der Grund, warum Howard den Tag trotz all des Regens und der Kälte als rundum gelungen betrachtete. Als er sich die Taschen näher betrachtete, stellte er fest, dass die Briefe und Umschläge der Posttasche Bargeld in Höhe von mehr als eintausend Dollar enthielten. Ein Betrag, der sein Herz schnell höher schlagen ließ, schließlich war das eine Summe, die ein Spitzencowboy selbst in zwei Jahren nicht verdienen konnte.

Wenn er allerdings geahnt hätte, wie viel Verdruss ihm dieses Geld bereiten würde, er hätte sein Pferd gewendet und versucht, so schnell wie möglich so viele Meilen wie möglich zwischen sich und diese verdammten Dollars zu bekommen.

Aber dafür war es zu spät.

Seine Pechsträhne begann, kaum dass er außer Sichtweite der Leiche des Postreiters war.

Sein Pferd glitt auf dem vom Regen rutschig gewordenen Lehm Boden aus und begann danach zu humpeln. Minuten später ging es in die Knie, der rechte Vorderfuß war gebrochen.

Howard blieb nichts anderes übrig, als den Braunen zu erschießen.

Danach folgte ein Fußmarsch in die nächstgelegene Stadt nach Austin.

Zehn Meilen durch Wind, Regen und Kälte mit hochhackigen Reitstiefeln und einem Sattel auf dem Rücken, der fast vierzig Pfund wog. Es erschien ihm wie eine Ewigkeit, bis er die ersten Umrisse der Häuser von Austin erkennen konnte.

Aber damit war der Schlamassel, in dem er steckte, keineswegs zu Ende.

Im Gegenteil, es sollte alles noch schlimmer kommen.

Luke Shelby, der Mietstallbesitzer, bei dem er ein neues Pferd kaufen wollte, entpuppte sich als ein früheres Mitglied der Kane-Bande. Shelby galt schon damals als ein hinterhältiges Arschloch und daran hatte sich offensichtlich nichts geändert.

»Sorry«, hatte er gesagt und ihn dabei höhnisch angegrinst. »Aber die Zeiten sind hart und auch ich muss sehen, wo ich bleibe. Ich kann dir den Gaul nicht für dreißig Dollar verkaufen.«

»Sondern?«, hatte Howard gefragt.

»Er kostet jetzt achthundert.«

Als Kane daraufhin nach dem Revolver griff, wurde Shelys Grinsen noch um eine Spur breiter. »Das mit dem

Schießen würde ich mir überlegen. Austin hat nicht nur einen Town Marshal und über ein Dutzend Stadtpolizisten, sondern hier befindet sich auch das Hauptquartier der US-Marshals. Ein Schuss, und du hast die ganze Bande auf dem Hals. Also gib mir achthundert und ich vergesse, dass ich dich gesehen habe.«

»Warum verlangst du nicht gleich tausend oder zweitausend?«

Kane hatte Mühe gehabt, sich zu beherrschen, als ihn Shelby erneut dreckig angrinste.

»Was denkst du denn von mir? Ich bin doch kein Unmensch. Ich verlange nur das, was man auf deinen Kopf ausgesetzt hat. Dafür lasse ich dich im Gegensatz zu den Sternträgern auch wieder laufen. Ich finde, das ist mehr als fair, oder?«

Kane wusste, dass er keine Wahl hatte, und zahlte.

Wütend bis in die Stiefel hinein machte er sich anschließend daran, die Stadt wieder zu verlassen, doch das Schicksal schien nur darauf gewartet zu haben, ihm erneut einen bösen Streich zu spielen.

Er war kaum einen Steinwurf von Shelbys Mietstall entfernt, als sein Blick zufällig zur Seite glitt und er in den angrenzenden Stallungen des Gouverneursgebäudes zwei Männer ausmachen konnte, von denen er den jüngeren davon nur allzu gut kannte.

Jim Crown, der Mörder seiner Brüder.

Erschrocken lenkte er sein Pferd in eine schmale Seitengasse und beobachtete minutenlang jede Bewegung seines Todfeindes.

Als er sah, wie Crown in Richtung Nordwesten ritt, entschloss er sich, ihm zu folgen. Das war gestern gewesen. Da-

nach hatte er einen Bogen um Crown geschlagen, um ihm aufzulauern. Das war heute Vormittag gewesen.

Dann hatte sich jemand von hinten genähert. Er war herumgewirbelt und sah noch einen Gewehrkolben auf sich zukommen. Er dachte noch, dass dies wohl der schwärzeste Tag in seinem Leben war, danach wurde es dunkel.

\*

Shotgun Marlow und der größte Teil seiner Männer saßen gerade beim Abendessen, als Norman Carter mit Kane, dessen verschlagen wirkendes Gesicht von der linken Schläfe an abwärts bis zum Kinn mit vertrocknetem Blut bedeckt war, ins Lager geritten kam.

»Wer zum Teufel ist das denn?«, rief Marlow und hob seine abgesägte Schrotflinte an, die er vor sich auf den Oberschenkeln liegen hatte.

»Hoffentlich kein Sternschlepper, sonst bekomme ich nämlich Angst«, sagte Benton.

Die anderen Männer lachten.

Sie ritten seit drei Tagen gen Westen. Zweiundsiebzig Stunden Regen, Wind, Kälte und kein Dach über dem Kopf. Es gab niemanden unter ihnen, der noch einen trockenen Fetzen am Leib hatte, ein kleiner Spaß kam ihnen daher gerade recht.

»Sein Name ist Howard Kane«, sagte Carter. »Ich hab ihn dabei erwischt, wie er um unser Camp herumgeschlichen ist.«

Marlows Kopf ruckte abrupt in die Höhe. »Bist du dumm im Kopf? Wieso hast du den Kerl nicht gleich erschossen, anstatt ihn hierher zu bringen? Wer bewacht jetzt unser

Camp?«

»Das erledigt Marvin und jetzt reg dich ab. Hör lieber zu, was uns Howard zu erzählen hat.«

Marlow stellte seinen Teller mit Bohnen zur Seite, die seit Tagen den Hauptbestandteil ihres Abendessens ausmachten, und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund.

Dann starrte er Kane durchdringend in die Augen.

»Na, dann schieß mal los, bin schon mächtig gespannt.«

»Los, mach dein Maul auf«, zischte Carter gereizt, nachdem Kane keine Anstalten machte zu reden. »Oder soll ich dir noch mal eine verpassen?«

Kane zuckte zusammen und berührte mit den Fingern seiner Rechten unwillkürlich die Wunde an der Schläfe.

»Sagt euch der Name Crown etwas?«

Die Männer sahen sich fragend an, während Marlow den Kopf schüttelte.

»Nein, wer zur Hölle soll das sein?«

»Ein US-Marshal, aber nicht irgendeiner, sondern der härteste Hund, der sich jemals einen Stern an die Brust geheftet hat.«

Marlow lachte überheblich. »Jetzt übertreibe mal nicht. Auch Marshals kochen nur mit Wasser und solche Typen wie den rauche ich jeden Morgen zum Frühstück in der Pfeife.«

»Mag sein, aber nicht Jim Crown.«

»Wollen wir wetten?«

»Das würde ich an deiner Stelle nicht«, sagte Pablo Moreno. Der mexikanische Desperado wirkte plötzlich sehr nachdenklich. »Wenn es der Crown ist, den ich meine, haben wir in der Tat ein Problem.«

»Was soll das heißen?«

Marlow drehte den Kopf und musterte Pablo dabei mit einem seltsamen Blick.

»Der Kerl ist nicht nur ein Ass mit dem Colt, sondern auch einer der besten Fährtenleser, die ich kenne«, behauptete der Mexikaner. »Er findet eine Spur selbst noch im Dunkeln. Es heißt, dass ihm Comanchen das beigebracht haben. Das ist auch mit ein Grund, warum er bis jetzt noch jeden bekommen hat, dem er auf den Fersen war.«

»Das waren bestimmt nur Eierdiebe und Ehebrecher«, sagte Benton spöttisch.

»Von wegen Eierdiebe«, gab Moreno zurück. Seine Stimme klang dabei seltsam ernst.

»Tavoja, der Comancherochief, Susan Carter, oder damals die Maskenbande waren alles andere als kleine Hausnummern. Crown hat sie trotzdem alle erwischt. Wenn ihr noch mehr wissen wollt, fragt ihr am besten unseren Gast. Schließlich hat der Marshal bereits die Hälfte seiner Sippe auf dem Gewissen.«

Die Köpfe der anderen ruckten wie auf einen stummen Befehl hin beinahe gleichzeitig in Kanes Richtung. Fragend starrten die Banditen auf Howard, bis Marlow schließlich als Erster wieder das Wort ergriff. »Norman hat dich vorhin Kane genannt. Gehörst du etwa zur Sippe vom alten William?«

»Ich bin sein ältester Sohn«, erwiderte Howard mit belegter Stimme. »Und einer der wenigen von unserem Clan, der noch am Leben ist. Das Schwein hat inzwischen nicht nur meine Brüder Billy, Wilbur und Mike auf dem Gewissen, sondern auch meinen Vetter Bob und meinem Onkel hat er die Schulter zerschossen. Als ich mir in Austin ein neues Pferd kaufte, weil sich mein altes den Vorderfuß gebrochen

hatte, habe ich erfahren, dass er sich auf eure Fährte gesetzt hat. Ich bin ihm dann gefolgt und habe mich zwei Meilen westlich von hier auf die Lauer gelegt. Ich hätte diesen Scheißkerl bestimmt erwischt, wenn mir dieser hinterhältige Drecksack da nicht eine verpasst hätte.« Dabei zeigte er wütend auf Carter.

Marlow lächelte schwach. »Tut mir leid, aber meine Männer haben klare Anweisungen. Jeder, der sich ungefragt unserem Lager nähert oder auf unserer Spur reitet, wird aus dem Weg geräumt.«

»Was habt ihr jetzt mit mir vor?«

Marlow betrachtete Kane einen Moment lang abschätzend. Dann wandte er sich seinen Männern zu. »Was denkt ihr, Jungs, sollen wir ihn bei uns mitreiten lassen oder sollen wir ihn umlegen? Es gibt nur diese zwei Möglichkeiten, wir können uns keine halbe Sachen erlauben, wenn dieser Sternschlepper tatsächlich auf unserer Fährte reitet.«

»Umlegen«, sagte Norman kalt.

Das Wissen, dass mit einem weiteren Bandenmitglied seine Anteile an der Beute in Zukunft noch geringer ausfallen würden, ließ ihn jegliches Mitgefühl vergessen. Obwohl auch Howell zögerte, wurde Kane trotzdem aufgenommen. Die anderen Männer, die für ihn stimmten, waren in der Mehrheit, aber nachdem ihnen Kane dann etwas von einer verborgenen Hütte in den nahen Bergen erzählte, in der sie Schutz vor Regen und Wind fanden und sich aufwärmen konnten, war auch Howell umgestimmt.

\*

Jim Crown erreichte das verlassene Camp im selben Mo-

ment, in dem es aufgehört hatte zu regnen. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass es verlassen war, band er seine Pferde an einen halbhohen Kreosotbusch und verließ seine Deckung. Im Camp angelangt stocherte er mit der Stiefelspitze im Aschenhaufen des Lagerfeuers und betrachtete danach die Vielzahl an Spuren, mit denen der Boden übersät war.

Schnell stellte er fest, dass der Vorsprung der Bande keine sechs Stunden mehr betrug. Sein Plan mit den drei Pferden hatte sich bezahlt gemacht. Er schwang sich rasch wieder in den Sattel und heftete sich auf die Spur der Killer. Er war sicher, sie noch in der Nacht eingeholt zu haben. Das Einzige, was ihm dabei Sorgen bereitete, war der Umstand, dass noch ein weiterer Mann zur Bande gestoßen war, was bedeutete, dass er es jetzt mit neun Gegnern zu tun hatte.

Wie berechtigt seine Sorgen waren, bekam Crown kurz darauf zu spüren, denn er hatte das Lager kaum hinter sich gebracht, als er es auch schon mit dem Ersten von ihnen zu tun bekam.

Der Mann stand auf einmal vor ihm.

Norman Carter hatte sich hinter einem Felsen versteckt und war auf den Weg gesprungen, kaum dass der Marshal seine Deckung erreichte. Norman war noch nie der Schnellste mit dem Colt, aber er dachte, dass ihm der Überraschungsmoment einen großen Vorteil bescheren würde.

Sekunden später wurde ihm jäh klar, dass er falsch gedacht hatte.

Er zog zu überhastet und verriss den Schuss. Die Kugel, die eigentlich Crowns Brust treffen sollte, riss lediglich in Höhe der Hüfte den Stoff seines Ölmantels auf.

Der Marshal ließ sich blitzartig aus dem Sattel fallen und rollte sich über den Boden, während seine Pferde noch ein

Stück weiter trabten und neben einem Baum mit gesenkten Köpfen stehen blieben. Aber das sah Crown bereits nicht mehr. Er hatte längst seinen Colt aus dem Halfter gerissen und den Abzug durchgezogen.

Der Mündungsblitz der schweren Waffe fauchte auf den Verbrecher zu und in den Knall des Schusses mischte sich der Schrei des Mannes.

Carter wurde wie von einer unsichtbaren Faust gepackt, herumgerissen und zu Boden geschleudert. Einen Sekundenbruchteil später stand Crown bereits über ihm.

Langsam ließ Jim seinen Colt sinken.

Er hatte gesehen, dass er keine zweite Kugel mehr benötigte. Carter lag im Sterben. Er blutete aus einer Wunde knapp unterhalb des Herzens. Er wurde von Sekunde zu Sekunde schwächer, trotzdem begann er zu fluchen.

»Du verdammter Hurensohn, dafür wird dir Marlow die Eier abschneiden!«

»Du solltest beten, nicht fluchen«, sagte Crown emotionslos, »denn du wirst bald vor deinem Schöpfer stehen.«

»Leck mich ...« Carter nahm den Kopf zur Seite und stöhnte.

»Wohin ist Marlow geritten?«

Carter schwieg und krümmte sich. Aus seiner Wunde sickerte immer mehr Blut.

»Du solltest besser reden, glaub mir, das macht das Sterben leichter. Denn, dass du stirbst, ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Also warum deckst du Marlow? Was hast du noch davon? Meinst du, er würde an deiner Stelle genauso handeln? – Einen Scheißdreck würde er«, sagte Crown nach einem Moment der Stille. »Glaub mir, er würde euch alle verraten und verkaufen, wenn er dadurch sein

armseliges Leben retten könnte. Warum soll er davonkommen und du nicht? Also, wohin will er?«

Carter schloss die Augen und stöhnte wieder. Aber er schien begriffen zu haben, dass seine Uhr abgelaufen war und seine Kumpanen wahrscheinlich davonkamen, wenn er nicht redete. Er begann zu fluchen, aber dann redete er doch.

»Hier in der Nähe muss es eine versteckte Hütte geben. Dort will Marlow warten, bis sich die Lage wieder beruhigt hat. Danach soll es nach Norden gehen, in Texas wird ihm der Boden anscheinend zu heiß unter den Füßen.«

»Wo liegt diese Hütte?«

»Keine Ahnung, irgendwo in den Bergen. Das hat jedenfalls dieser Kane gesagt.«

Crown zuckte beim Klang des Namens zusammen, als hätte er soeben in ein Klapperschlangennest gegriffen.

»Kane!«, sagte er. Seine Stimme klang dabei ungewöhnlich schrill. »Wie heißt er mit Vornamen?«

»Howard, ich habe ihn dabei erwischt, wie er um unser Lager herumgeschlichen ist. Er war es auch, der uns vor dir gewarnt hat.«

»Ist er noch bei euch?«

Carter schwieg.

Der Marshal wiederholte seine Frage, aber Carter schwieg weiterhin. Crown beugte sich vor und blickte in ein wachsbleiches Gesicht mit hervorgequollenen, glasigen Augen. Da wusste er, dass ihm Norman Carter keine Antwort mehr geben würde.

Norman Carter war tot.

\*

Shotgun Marlow hörte die Schüsse aus der Ferne.

Er zog die abgesägte Schrotflinte aus dem Gewehrfutteral am Sattel und deutete mit dem Lauf in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren. Dabei richtete sich sein Blick auf Moreno. »Sieh nach, was dort los ist. Aber nimm Donovan mit, vier Augen sehen mehr als zwei.«

»Hast du Angst, dass dieser Marshal Norman erledigt hat?«

»Ich will kein Risiko eingehen«, sagte Marlow ausweichend und zog sein Pferd herum. »Auf geht's, seht nach, was da los ist. Wir warten in der Hütte auf euch.«

Während der Rest der Bande Marlow folgte, ritten Moreno und Donovan in jene Richtung, in der Carter dem Marshal auflauern wollte.

Minutenlang waren das Stampfen der Hufe und das Klirren von Zaumzeug die einzigen Geräusche, die zu hören waren. Schließlich zügelte Moreno seinen Wallach und deutete auf eine Baumgruppe am Rand einer weitläufigen Wiese, die handhoch von dichtem Grammagras bedeckt war. »Dort warten wir auf ihn. Wenn er an uns vorbei will, muss er über diese Wiese kommen. Dann ist er schon meilenweit zu sehen.«

Donovan nickte.

Die beiden Männer versteckten ihre Pferde in dem kleinen Wäldchen und gingen hinter einem umgestürzten Baumriesen in Deckung. Moreno legte sein Gewehr vor sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken gegen den umgestürzten Stamm, während Donovan keine zwei Schritte von ihm entfernt neben ihm auf der Erde kniete und mit dem Gewehr in der Hand immer wieder zur Wiese sah.

»Jetzt beruhige dich mal wieder«, sagte Moreno, dem das

hektische Gehabe des anderen allmählich auf die Nerven ging. »Wir werden diesen Sternschlepper schon rechtzeitig sehen. Außerdem ist ein Reiter in dieser abgeschiedenen Gegend schon von Weitem zu hören. Also setzt dich endlich wieder auf deinen Arsch und verhalte dich ruhig. Du machst mich ganz nervös.«

Donovan wischte sich mit einer unstillen Bewegung über das Gesicht. »Was ist, wenn er Carter erledigt hat?«

Das Gesicht des Mexikaners verhärtete sich jäh. »Was soll sein? Dann hat Norman eben Pech gehabt. Aber keine Angst, uns wird das nicht passieren.«

Bevor Donovan ihm antworten konnte, kam Hufschlag auf.

Der Mexikaner sprang auf die Beine und riss das schussbereite Gewehr hoch. Donovan keuchte und zeigte über die Wiese nach Südwesten.

Moreno pfiff leise durch die Zähne.

Der Marshal kam.

Crown tauchte urplötzlich auf der Wiese auf und trieb seine Pferde in leichtem Galopp am Rand eines kleinen Flusses entlang, der die Wiese auf ihrer Ostseite begrenzte.

Moreno grinste, zielte und feuerte.

Das schwerkalibrige Geschoss seines 63er Sharps Carbine streifte an Jims Schulter vorbei und hinterließ eine fingerlange, blutige Furche auf der Haut. Der Rotbraune, den er im Moment ritt, wieherte schrill und steilte. Crown flog rücklings aus dem Sattel. Der Aufprall auf dem Boden trieb ihm fast alle Luft aus den Lungen und brachte ihn zusammen mit den wahnsinnigen Schmerzen der Schusswunde beinahe an den Rand der Bewusstlosigkeit. Trotzdem war er noch genügend bei Verstand, um seinen Colt zu ziehen und sich

wieder und wieder über den Boden zu wälzen, bis er klatschend in dem anderthalb Yard tiefen Wasser des Flusses landete.

Der Schock durch das eiskalte Wasser brachte ihn sofort wieder zur Besinnung. Crown robbte unbeholfen ein Stück am Ufer entlang und versteckte sich dann hinter einer Baumwurzel, die das ständig ans Ufer klatschende Wasser des Flusses fast völlig frei gewaschen hatte. Crown hielt seinen Colt dabei unentwegt in die Höhe, damit Trommel und Patronen nicht nass wurden, und wartete.

Augenblicke wurden zu Sekunden, Sekunden zu Minuten.

Das kalte Wasser machte seinen Körper allmählich gefühllos, aber Jim wusste genau, dass sein Leben keinen Pfifferling mehr wert war, wenn er sich jetzt zeigte.

Vorsichtig spähte er zwischen dem Wurzelgeflecht hindurch auf die nahe Wiese und zuckte augenblicklich zurück. Obwohl er noch immer etwas benommen war, hatte er deutlich die Umrisse zweier Männer erkannt. Wer immer das auch war, sie kamen direkt auf sein Versteck zu. Leise spannte Jim den Hammer seines Single Action Colts und duckte sich noch tiefer in das Gewirr der Baumwurzel.

Stimmen wurden laut.

»So, hast du gesehen, wie man das macht? Peng, ein Schuss und dieser Supermarshal ist Geschichte.«

Die Schritte der Männer kamen immer näher.

»Bist du dir sicher, dass du ihn getroffen hast?«

Der Mexikaner lachte. »Ha, Pablo Moreno hat sein Wild noch nie verfehlt!«

Im gleichen Moment wieherten Crowns Pferde.

Jim reagierte mit der Wildheit eines Pumaweibchens, dem man die Jungen wegnehmen wollte. Er konnte zwar nicht

sehen, was die beiden Männer, die ihm aufgelauert hatten, gerade machten, aber er war sich absolut sicher, dass beide in dem Augenblick, in dem die Pferde wieherten, garantiert die Köpfe drehten.

Bestimmt waren sie für einen Moment lang abgelenkt.

Er hatte nur diese eine Hoffnung.

Crown setzte alles auf eine Karte.

Er schnellte wie von einem Katapult abgeschossen in die Höhe, richtete den Colt auf die beiden und jagten ihnen fast den kompletten Inhalt aus seiner Trommel entgegen.

Die ersten beiden Kugeln trafen den Mexikaner.

Er war sofort tot.

Die anderen Geschosse stanzen ein tödliches Muster in die Brust des zweiten Mannes. Er schrie, ging in die Knie und fiel auf die Seite.

Crown verließ seine Deckung. Dann taumelte er auf die beiden zu und ging, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass die Männer tot waren, zu seinen Pferden.

Minutenlang strich er mit der Rechten über die Körper der Tiere. Jim wusste genau, dass er ohne das Zutun der Pferde wahrscheinlich nicht mehr am Leben wäre.

Entweder hätten ihn die Männer in seinem Versteck entdeckt oder das eiskalte Wasser des Flusses hätte ihn erledigt.

Irgendwann, es erschien ihm fast wie eine Ewigkeit, obwohl tatsächlich keine fünf Minuten vergangen waren, musterte er die Toten erneut.

Es widerstrebte ihm zutiefst, die Leichen zu berauben, aber wenn er überleben wollte, hatte er keine andere Wahl. Das Wasser des Flusses war eiskalt und die Luft klamm und feucht. Wenn er seine nassen Kleider nicht umgehend gegen trockene eintauschen konnte, lief er Gefahr, sich eine Lun-

genentzündung einzufangen, was hier draußen in dieser Wildnis dem sicheren Tod gleichkam. Ein wärmendes Feuer kam nicht infrage, es wäre gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen, schließlich saßen ihm immer noch sechs Killer im Nacken.

Es kostete Jim eine Menge an Überwindung, aber schließlich siegte der Wille zu überleben.

Als er den ersten Knopf von Carters Hemd am Bauch zuknöpfte, fielen die letzten Bedenken von ihm ab. Die trockenen Sachen waren eine einzige Wohltat, da störten selbst die blutumrandeten Einschusslöcher nicht.

Entschlossener denn je heftete er sich kurz darauf wieder auf die Spur der Marlow-Bande.

\*

Der Himmel war bleigrau und hing voller Wolken.

Obwohl es bereits auf den Mittag zugeht, hatte es den Anschein, als würde es an diesem Tag überhaupt nicht mehr hell werden. Wohin Crown seinen Blick auch lenkte, überall war es grau, düster und regenverhangen.

Trotzdem sah er die versteckte Hütte, von der Carter gesprochen hatte, schon von Weitem.

Ein Umstand, den er allerdings nicht den schlechten Sichtverhältnissen zu verdanken hatte, sondern den Flammen, die aus dem Dach des Gebäudes schlugen und meilenweit zu sehen waren. Wären diese Flammen nicht gewesen, hätte er die Hütte kaum entdeckt. Ihr Erbauer hatte ganze Arbeit geleistet.

Die Hütte lag mitten in den Bergen und duckte sich in einen Felseinschnitt. Zusammen mit dem gekonnt um sie he-

rum drapierten Ästen und Sträuchern sah sie auf den ersten Blick wie ein Haufen vom Sturm gefällter Baumstämme aus. Erst ein zweiter, genauerer Blick offenbarte dem Betrachter, dass sich hier ein Haus befand.

Inzwischen hatte der Zahn der Zeit zwar schon deutliche Spuren an dem Bauwerk hinterlassen, aber es war immer noch ein ganz passables Versteck.

Allerdings nicht mehr, wenn die Flammen erloschen waren, dessen war sich Crown sicher.

Er sprang aus dem Sattel, packte die Zügel und führte seine Pferde hinter einen riesigen Felsquader, der groß genug war, um eine Güterzuglok samt Kohlewagen dahinter zu verstecken. Nachdem er die Tiere angehobbelt hatte, erklimm er den Felsen bis etwa zur Hälfte und spähte zur Hütte hinüber.

Jetzt sah er auch den Grund für das Feuer.

Indianer!

Es war eine große Bande, mindestens zwei Dutzend Krieger, wenn nicht sogar mehr.

Kiowa, Comanchen, Wichita, Caddo und Jicarilla.

Ein wilder Haufen, der bisher allerdings nicht mehr zustande gebracht hatte, als ein paar Brandpfeile auf die Hütte abzuschießen. Verdammt wenig angesichts ihrer Überzahl gegenüber Marlow und seiner Bande, dachte Crown und betrachtete die Indianer daraufhin etwas genauer.

Es dauerte nicht einmal eine Minute, bis Jim klar wurde, was sich da vor seinen Augen abspielte. Diese Horde war kein Kriegertrupp, der auf Beutezug war, sondern ein bunt zusammengewürfelter Haufen desillusionierter Indianer, der wahrscheinlich aus der Reservation geflohen war und dem jede Führung fehlte.

Außerdem war die halbe Bande betrunken.

Er kannte die Lebens- und Denkweise der Comanchen und das nicht erst seit seiner Freundschaft zu Eagleman. Marlow und seine Männer hätten gegen eine entschlossene Kriegerschar von Quahadi oder Yamparika nicht den Hauch einer Chance besessen.

Jim musste kein Hellseher sein, um zu wissen, dass die Indianer trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit von vier zu eins in ihrem Zustand nicht den Hauch einer Chance gegen die Killer hatten. Sobald sich Marlow und seine Bande vom ersten Überraschungsangriff der Roten erholt hatten, würden sie gnadenlos zurückschlagen.

Der Marshal sah sich bereits kurz darauf in seinen Ahnungen bestätigt.

Die Indianer, die das Versteck der Bande bisher in respektvoller Distanz umkreisten, schienen sich wieder zu formieren. Ein paar der Krieger kamen der Hütte dabei ziemlich nahe und eröffneten, als nichts geschah, das Feuer aus ihren alten Steinschlossgewehren. Nachdem keine Reaktion erfolgte, wurden die Indianer übermütig und rückten bis auf wenige Schritte auf die Hütte vor.

Durch ihre vom Schnaps umnebelten Sinne sahen sie sich bereits als sichere Sieger.

Ein fataler Fehler, der keinem erfahrenem Mann passiert wäre. Die Falle war so offensichtlich, dass sie sogar ein Schuljunge erkannt hätte.

Als sich die Ersten von ihnen bis auf wenige Schritte der Hütte genähert hatten, schien diese regelrecht zu explodieren. Vier Gewehre und ein Colt krachten gleichzeitig wie eine einzige Waffe. Fünf Pferde waren plötzlich ohne Reiter. Dann stand Marlow plötzlich im Türrahmen der Hütte und

feuerte beide Läufe seiner Schrotflinte ab.

Crown, der alles beobachten konnte, schloss für einen Moment angewidert die Augen.

Marlow machte seinem Namen als Schlächter alle Ehre. Gnadenlos feuerte er mehrere Male in den Pulk der Indianer. Seine abgesägte Schrotflinte forderte von den angreifenden Kriegern einen schrecklichen Blutzoll.

Innerhalb von Sekunden war der Boden vor der Hütte mit Männern überzogen, die regelrecht in Stücke geschossen waren. Ein Anblick, der die Indianer mit einem Schlag nüchtern werden ließ. Die überlebenden Krieger galoppierten voller Panik nach Westen.

Marlow und seine Männer feuerten ihre Waffen dennoch in den Rücken der zurückweichenden Indianer ab. Die Krieger mussten noch einmal mehrere Tote und verwundete Pferde zurücklassen, dann war der Spuk vorbei. Während der klägliche Rest der Indianerhorde hinter den nächsten Hügeln verschwand, stürzten Marlow und seine Männer mit ihren Pferden hastig aus der großräumigen Hütte.

Keinen Moment zu spät, denn obwohl das Holz der Hütte durch den Regen der vergangenen Tage ziemlich nass war, brannte sie inzwischen an allen Ecken und Enden. Die Marlow-Bande hielt sich deshalb auch nicht mit langen Reden auf, sondern ritt zügig nach Süden weiter.

Crown blieb so lange hinter dem Felsen versteckt, bis die Reiter aus seinen Blicken entschwinden waren.

Nachdenklich ritt er auf die fürchterlich qualmende Hütte zu. Dabei strich er immer wieder mit dem Lauf seines Gewehres über die vor ihm liegende Umgebung. Auch wenn Marlow und seine Männer den Ort des Geschehens Hals über Kopf verlassen hatten, so war ihm deutlich im Ge-

dächtnis geblieben, dass es nur fünf Männer waren, die südwärts ritten. Wenn er aber die drei Kerle abrechnete, die er bisher ausgeschaltet hatte, musste die Bande eigentlich noch aus sechs Mitgliedern bestehen. Bei der Schießerei vorhin waren auch sechs Waffen zu hören gewesen, vier Gewehre, eine Pistole und Marlows Schrotflinte. Wo also war der sechste Mann?

Da er bei seiner Verfolgung auf keinen weiteren Banditen gestoßen war, gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatten ihn die Indianer gefangen genommen und ihn trotz ihrer überstürzten Flucht mitgeschleppt, oder aber er befand sich noch in der qualmenden Hütte.

Jim vermutete letzteres und näherte sich dem Gebäude dementsprechend vorsichtig.

\*

Dort, wo sich die Hütte befunden hatte, war jetzt nur noch eine rauchgeschwärzte Ruine zu sehen, aus der ständig stinkender, beißender Qualm aufstieg.

Jim ließ seine Pferde, die nervös zu wiehern anfangen, als ihnen der Rauch in die Nüstern stieg, etwa zehn Schritte vor der Hütte stehen und ging langsam mit schussbereitem Gewehr weiter. Das Haus war inzwischen zu einem einzigen Trümmerhaufen aus geschwärzten Steinen und verkohlten Holzresten verkommen, aus dem überall noch kleine Flammen züngelten. Der Marshal betrat das Innere der Hütte, das aus einem einzigen großen Raum bestand. Nach einem kurzen Blick in die Runde entdeckte er an der Nordwand trotz des überall wabernden Qualms die Umrisse eines Mannes. Offensichtlich handelte es sich dabei um das fehlende

Mitglied aus Marlows Bande. Rasch trat er mit der Stiefelsohle einige glimmende Holzreste zur Seite, die ihm den Weg versperrten, und ging auf den Mann zu.

Crowns Augen wurden bei seinem Anblick groß und rund.

Der Tote war niemand anderes als Howard Kane.

Anscheinend war er mit Marlow in Streit geraten. Sein Kopf und sein Oberkörper wiesen so viele Schusswunden durch Schrotkugeln auf, dass Jim nach dem zehnten Einschussloch darauf verzichtete, weiter zu zählen.

Obwohl ihn der Tod von Kane eigentlich mit Genugtuung erfüllen sollte, schließlich war er einer der Mörder seiner Frau, hatte Crown einen bitteren Geschmack im Mund. Nachdenklich drehte er sich um.

Über der Hütte und den umliegenden Bergen war es jetzt still wie in einem Grab. Nur der Wind, der den beißenden Gestank von Pulverdampf, Blut und Tod über das Land trug, war zu hören. Crown schüttelte sich, als er das Haus verließ und wieder zu seinen Pferden zurückging. Dort angekommen schob er das Gewehr zurück in den Scabbard, langte nach den Zügeln und legte die Rechte um das Sattelhorn, um sich auf den Rücken seines Buckskins zu schwingen.

Im selben Moment hörte er hinter sich ein scharrendes Geräusch.

Der Marshal ließ die Zügel fallen und drehte sich blitzschnell um. Dabei riss er noch mitten in der Bewegung seinen Colt aus dem Holster und spannte den Hahn. Das scharfe, metallische Klicken des Model Army Single Action war in der Stille überdeutlich zu hören.

Crowns Haltung versteifte sich jäh.

Einer der hier überall am Boden liegenden Indianer schien plötzlich zu neuem Leben erwacht zu sein. Er trug ein verwaschenes Hemd und eine fadenscheinige Calicohose, die beide voller Blut waren. Aber es war nicht sein Blut. Ein Mann, der so viel von dem roten Lebenssaft verloren hatte, konnte unmöglich noch einmal aufstehen. Jim vermutete, dass dieses Blut von einem der Toten stammte, der auf ihm gelegen hatte.

Der Indianer war jung, bestimmt noch keine achtzehn Winter alt. Er war groß und ungewöhnlich hager, wirkte aber kräftig und ziemlich zäh.

Er blickte ihn einen Moment aus starren, kalt schimmernenden Augen an, dann hob er die Rechte mit der Streitaxt an und stolperte auf ihn zu.

Crown hatte keinerlei Mühe, dem Angriff des geschwächten Indianers auszuweichen. Als er mit dem Schädelbrecher zuschlagen wollte, unterlief der Marshal den Schlag und rammte ihm stattdessen die Schulter in den Leib.

Der Indianer, allem Anschein nach ein Comanche, stieß einen schrillen Schrei aus, ließ die Streitaxt fallen und krachte rücklings zu Boden. Obwohl er nur leicht benommen war, blieb er wie ein Toter auf dem Rücken liegen. Sein kantiges Gesicht wirkte wie eine steinerne Maske.

Er schloss die Augen, drehte den Kopf zur Seite und stimmte in Erwartung des Kommenden das Sterbelied seines Stammes an.

Sein monotoner Singsang endete jäh, als ihn Jim auf Comanche ansprach.

»Spar dir deinen Atem, deine Zeit zu gehen ist noch nicht gekommen.«

Crown, der das Wesen und die Lebensweise der Coman-

chen schon seit seiner Jugendzeit kannte, hätte nie gedacht, dass er einmal einen Indianer zu Gesicht bekommen würde, der so offensichtlich seine Beherrschung verlor. Aber die Zeiten hatten sich geändert, er hätte auch nie gedacht, jemals einen betrunkenen Indianer zu sehen.

Jedenfalls keinen, der noch ein gewisses Maß an Ehre im Leib hatte.

\*

Er ritt südwärts.

Seit drei Stunden saß Jim Crown wieder ununterbrochen im Sattel.

Meistens dachte er dabei an Marlow und seine Bande, aber ab und zu auch an Tenawa, jenen jungen Comanchen, den er erst niedergeschlagen und dann verarztet hatte.

Ein bitteres Lächeln umspielte seine Mundwinkel, während er unerbittlich auf der Spur der Männer ritt, dessen Anführer man den Schlächter von Texas nannte.

Als US-Marshal, der auch für das Geschehen in den Indianerreservaten zuständig war, konnte er das Treiben der Kriegerbande, der sich Tenawa angeschlossen hatte, natürlich nicht gutheißen. Aber im Gegensatz zu den meisten anderen Weißen konnte er die Indianer verstehen, er war schließlich nicht weltfremd.

Im Grunde genommen waren diese einst so stolzen Krieger arme Schweine, auch wenn sie wie in diesem Fall bewusst gegen geltendes Recht verstoßen hatten. Aber er konnte es ihnen nicht verübeln.

Der weiße Mann hatte ihren Völkern viel versprochen, aber nur eines gehalten: ihr Land zu nehmen und das hatte

er gründlich getan. Aus den einst freien Herren der Prärie waren willenlose Kreaturen geworden, denen man den christlichen Glauben aufzwang und ihnen befahl, wo und wie sie zu leben hatten. Die meisten der Indianer zerbrachen an der aufgezwungenen Lebensweise des weißen Mannes und flüchteten sich in den Alkohol. Nur die Jungen, die noch keine Familie zu versorgen hatten, widersetzten sich. Manchmal auch ein paar von den Alten, wenn sie wieder nüchtern genug waren, um über ihr Schicksal nachzudenken.

Was dabei herauskam, hatte Jim erst vor kurzer Zeit erlebt.

Seine Gedanken wurden jäh unterbrochen, als sich das Land vor ihm innerhalb weniger Meilen jäh veränderte. Der sandige, grasbedeckte Boden wurde allmählich felsig und hart und die weit ausladenden Palo-Verde Bäume am Wegesrand wichen Dornenbüschen, Kakteen und Felsen. Langsam wurde es immer schwieriger, den Hufspuren, die Marlow's Bande hinterlassen hatte, zu folgen.

Jim lenkte seine Pferde trotzdem weiter nach Süden.

Die Verbrecher hatten, seit sie die Hütte verlassen hatten, diese Richtung weiterhin beibehalten. Es gab keinen Grund, warum sie plötzlich ihre Meinung ändern sollten, zumal in dieser Richtung am ehesten eine Siedlung zu finden war, in der es frische Pferde, Proviant und all die anderen Dinge gab, die man für eine Weiterreise benötigte.

Wie recht Jim mit seiner Annahme hatte, wurde ihm bewusst, als sich keine Stunde später vor ihm die Umrisse einer kleinen Town am Horizont abzeichneten.

Auf einem verwitterten Holzschild, das etwa eine halbe Meile vor dem Ortseingang am Wegesrand stand, hatte man vor langer Zeit einmal mit einem glühenden Eisen die Worte

*Little Hill Population 200* eingebrannt.

Aber das war einmal, jetzt bestand die Ansiedlung nur noch aus knapp zwei Dutzend flachen Adobelehmbauten, ein paar baufälligen Lagerschuppen und einem großen Platz mit einem gemauerten Brunnen in der Ortsmitte.

Jim lenkte seine Pferde auf die Plaza und stieg ab. Er führte die Tiere zum Brunnen und ließ sie saufen, während er sich umsah und die umliegenden Häuser musterte. Je länger er dabei auf die Front der weiß getünchten Lehmhäuser starrte, umso misstrauischer wurde er.

Die ganze Szenerie wirkte irgendwie seltsam und absurd.

Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, auch kein Pferd, nicht einmal einer der obligatorischen Dorfköter. Selbst von Marlow und seiner Bande keine Spur, dabei war die Zeit der Siesta längst vorbei.

Es hatte den Anschein, als wäre Little Hill ausgestorben.

Achselzuckend wickelte sich Jim die Zügel seiner kleinen Pferderemuda um das Handgelenk und steuerte auf ein lang gezogenes Gebäude zu, an dessen Eingang eine große Tafel verkündete, dass sich hier der Livery Stable befand.

Im selben Moment, in dem er den Eingang zum Mietstall erreichte, öffnete sich in einem der benachbarten Häuser die Tür.

Ein mittelgroßer Mann trat heraus. Er war ziemlich hager, hatte lange, ungepflegte, dunkle Haare und ein pockennarbiges Gesicht. An seiner rechten Hüfte baumelte ein Halfter mit einem altertümlichen Navy Pocket Modell 1852. Als er Crown registrierte, blickte er ihn nur kurz an, nickte und ging dann weiter.

Trotzdem war Jim plötzlich hellwach.

Dieser Kerl war garantiert einer aus Marlows Bande.

Obwohl er den Namen des Mannes nicht kannte und nicht viel mehr über ihn wusste als sein Aussehen, war er sich seiner Sache absolut sicher. Er hatte schließlich fast sein ganzes Leben damit zugebracht, Verbrecher zu jagen.

Die Bewegungen, die unsteten Blicke, überhaupt sein ganzes Gehabe ließen nur einen Schluss zu: Dieser Mann stand eindeutig auf der falschen Seite des Zauns. Jim stellte seine Pferde hastig im Mietstall unter und verließ das Gebäude nach wenigen Augenblicken. Neugierig sah er zu, wie der Mann, der unterdessen gemächlich die Straße entlang geschlendert war, in eine Seitengasse einbog, die zwischen dem Haus des Barbiers und einem Lagerschuppen lag.

Jim bemerkte, dass sich der Mann dabei nicht umdrehte, was offensichtlich darauf hindeutete, dass er ein festes Ziel hatte.

Ohne zu zögern, nahm der Marshal die Verfolgung auf.

Als er in die Gasse einbog, die der andere so zielstrebig angesteuert hatte, sah er gerade noch rechtzeitig, wie dieser durch eine Seitentür in dem Lagerschuppen verschwand. Nur eine oder zwei Sekunden später und er wäre für ihn wie vom Erdboden verschluckt gewesen.

Beinahe lautlos glitt Jim auf das Gebäude zu.

Zu seinem Erstaunen war der Schuppen verriegelt wie das Hauptgebäude der National-Bank of Texas. Es schien keine Möglichkeit zu geben, zu hören oder zu sehen, was sich im Innern des seltsamen Schuppens abspielte. Aber nur fast, sein geschultes Auge brauchte nicht lange, um an dem verschlossenen Fensterladen neben der Seitentür eine lose Holzleiste zu entdecken, hinter der leise Stimmen zu vernehmen waren.

Mit einem Satz war er neben dem Fensterladen und locker-

te die Leiste mit dem Messer vorsichtig noch etwas weiter an.

Dann legte er sein Ohr an den inzwischen daumenbreiten Spalt.

Sofort konnte er die Stimmen, die noch Sekunden vorher nur ein vages Flüstern waren, deutlich verstehen.

»Verdammt George!«, zischte eine Stimme, die es ihrem befehlgewohnten Klang nach zu urteilen, gewöhnt war, dass man den Anordnungen ihres Besitzer umgehend nachkam.

»Was zum Teufel willst du jetzt auch noch hier? Habe ich nicht gesagt, dass wenigstens einer von uns bei Frank auf dem Dach bleiben soll?«

»Jetzt mach mal nicht gleich die Pferde scheu, James«, sagte der Mann, der mit George angeredet wurde. »Ich weiß schon, was du gesagt hast, aber dein Freund ist langsam der Meinung, dass es nicht gut ist, wenn sich einer von uns ständig in seinem Haus aufhält. Die Leute hier sind eh schon neugierig genug.«

»Es interessiert mich einen Scheißdreck, was Frank meint«, erwiderte der andere Mann. »Von seinem Haus aus hat man nun mal den besten Überblick über das umliegende Land. Außerdem ist er mir verdammt noch mal immer noch einen Gefallen schuldig.«

Obwohl er den Sprecher nicht sehen konnte, war sich der Marshal sicher, dass es sich bei dem Mann aufgrund seines aufbrausenden Temperaments und auch des Namens, mit dem er angeredet wurde, eigentlich nur um James Marlow handeln konnte.

»Mag sein«, sagte George Benton. »Aber wenn ich ehrlich bin, kann ich deinen Freund auch verstehen. Im Gegensatz

zu uns hat er es irgendwie geschafft, seriös zu werden. Er hat es schließlich bis zum Town Mayor von Little Hill gebracht. Also, ich weiß nicht, wie ich reagieren würde, wenn plötzlich ein paar alte Freunde, die überall im Land steckbrieflich gesucht werden, in meiner Stadt auftauchen und meine Hilfe beanspruchen.«

»Er soll sich nicht so anstellen, ich verlange ja keine Wunderdinge von ihm. Wir haben nun mal einen Sternträger auf der Spur, der inzwischen schon drei von uns erledigt hat. Sollen wir warten, bis er sich den Rest von uns auch noch schnappt?«

»Natürlich nicht«, meldete sich eine andere Stimme zu Wort. »Aber warum bist du plötzlich so nervös? Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, hast du vor ein paar Tagen noch behauptet, dass der Marshal auch nur mit Wasser kocht und kein Problem für uns darstellt. Warum also dieser Sinneswandel?«

»Ganz einfach, weil sich in der Zwischenzeit so einiges geändert hat. Die Scheinchen aus unserem letzten Coup werden nicht ewig reichen, also müssen wir für Nachschub sorgen. Das geht aber nur da, wo viele Menschen leben, wo es Banken, Postkutschen und Züge gibt. Bisher haben wir die Siedler und Stadtfräcke mit unseren Colts in Schach gehalten, aber was denkst du wohl, was passieren wird, wenn diese Pfeffersäcke erfahren, dass ein Marshal auf unserer Spur reitet, der schon drei von uns erledigt hat?«

»Sie könnten auf dumme Gedanken kommen«, sagte Benton.

»Scheiße, von dieser Seite aus habe ich das Ganze noch gar nicht betrachtet. Was willst du jetzt tun?«

»Sobald uns Frank mit frischen Pferden, Proviant und Mu-

nition versorgt hat, verschwinden wir von hier.«

»Und wenn er sich weigert?«

Marlow lachte kalt. »Das wird er nicht. Sonst werde ich den Leuten in Little Hill mal erzählen, was für ein linker Vogel ihr Town Mayor in Wirklichkeit ist. Dann ist er genauso am Arsch wie wir.«

Die Antwort der anderen war ein gehässiges Lachen.

\*

»He, Sie da! Was machen Sie da?«

Jim zuckte wie von der Tarantel gestochen zusammen.

Der Mann, der scheinbar wie aus heiterem Himmel vor dem Lagerschuppen aufgetaucht war, fuchtelte aufgeregt mit den Armen. Seine schrille Stimme gellte überlaut durch die kleine Seitengasse.

»Verschwinden Sie, hier wird nicht herumgeschnüffelt. Das hier ist Privatbesitz!«

In der gleichen Sekunde wurden im Schuppen Flüche laut.

Crown wandte sich ab, steckte das Messer, mit dem er die Holzleiste angehoben hatte, wieder in den Gürtel zurück und rannte, so schnell er konnte, auf den Ausgang der Seitengasse zu.

Der Mann, der Marlow und seine Bande mit seinem Geschrei gewarnt hatte, stellte sich ihm in den Weg. Er war zwar mindestens einen Kopf kleiner als Crown, aber dafür sicher doppelt so schwer. Trotzdem rannte ihn der Marshal mit Leichtigkeit über den Haufen. Er rammte ihn mit der Schulter, worauf der Fette zu Boden geschleudert wurde, wo er kreischend liegen blieb und mit Armen und Beinen wie ein Käfer ruderte, der auf dem Rücken lag.

Crown brachte sich mit einem letzten, gewaltigen Satz aus der Seitengasse und bog um die Ecke, als hinter ihm ein Revolver donnerte.

Die Kugel schlug keine Handbreit neben ihm in das Haus des Barbiers in eine Wand, dass der Putz nur so durch die Luft spritzte.

Crown wirbelte herum und schoss zurück.

Seine Kugel traf einen von Marlows Männern in den Oberschenkel. Dem Steckbrief nach zu urteilen handelte es sich dabei um Will Graham, den Farmer, der seine Frau erwürgt hatte.

Der Treffer verschaffte ihm einige Sekunden Luft.

Bis sich die Bande neu formierte, hatte er den Mietstall erreicht. Er warf seinem Buckskin den Sattel auf den Rücken, zurrte die Gurte fest und zog sich auf das Pferd. Als er den Stall verließ, kamen ihm Marlow und drei seiner Männer entgegen.

Crown feuerte sofort.

Er wusste um die Gefährlichkeit von Marlows Schrotflinte. Wenn es dem Schlächter gelang, mit seiner fürchterlichen Waffe auf Schussweite heranzukommen, war er erledigt. Obwohl vom Rücken eines galoppierenden Pferdes ein genauer Schuss beinahe unmöglich war, riss seine Kugel Marlow den Hut vom Kopf.

Die Banditen warfen sich fluchend zu Boden.

Während sich die Männer wieder aufrappelten, war Crown fast schon am Ortsende. Hinter ihm ertönten wilde Schreie und das Krachen unzähliger Schüsse. Crown drehte sich nicht um, sondern warf sich nach vorne auf den Hals seines Buckskins und jagte aus Little Hill. Er drehte sich erst wieder um, als die letzten Adobelehmbauten der kleinen

Town hinter ihm lagen. Er sah, dass sie ihn verfolgten. Bis auf den Mann, den er in der Seitengasse niedergeschossen hatte, war jetzt die ganze Band hinter ihm her.

Aus ihm, dem Jäger, war jetzt ein Gejagter geworden.

Seine Chance, Marlow zu entkommen, lag nur in den Bergen. Doch je felsiger das umliegende Land wurde, umso mehr machte es sich bemerkbar, dass der Buckskin nach dem letzten Dreistundenritt kaum Zeit bekommen hatte, sich auszuruhen. Marlow und seine Männer dagegen kamen mit ihren frischen Pferden rasch voran. Sie näherten sich ihm jetzt so schnell, dass er ihre Kugeln hinter sich gegen die Felsen klatschen hörte.

Gehetzt blickte sich Crown um.

Wenn er nicht bald eine Stelle fand, an der er mitsamt seinem Pferd in Deckung gehen konnte, war er erledigt. Denn in ein paar Minuten waren sie soweit heran, dass jede nächste abgefeuerte Kugel diejenige sein konnte, die seinen Namen trug. Aber selbst wenn er irgendwo in Deckung gehen konnte, waren seine Chancen, mit heiler Haut aus dieser Sache herauszukommen, denkbar gering. Durch seine überstürzte Flucht hatte er weder ausreichend Proviant noch genügend Wasser mitgenommen, um eine längere Belagerung zu überstehen.

Plötzlich richteten sich seine Augen nach Westen.

Sein Herz machte einen Freudensprung, als er in halber Höhe einer Felswand ein schmales Plateau entdeckte, auf dem ein riesiger Steinquader thronte. Darüber ging es so steil bergauf, dass man dort nur noch mit Seil und Klettereisen vorwärtskam. Ein Umreiten und ein Angriff von oben waren aufgrund der Lage und der Höhe der Felswand so gut wie unmöglich. Jim glaubte, Schnee auf der Felsspitze zu

erkennen.

Es schien, als hätte er die ideale Deckung gefunden.

Erleichtert klopfte er seinem Buckskin gegen den Hals. »Los, alter Junge, gleich haben wir es geschafft. Dort oben sind wir in Sicherheit.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte begann das Pferd zu wiehern.

Was danach geschah, sollte Crown bis an sein Lebensende nicht mehr vergessen.

Das Wiehern seines treuen Vierbeiners war kaum verklungen, als ihn Marlow und seine Männer mit einem wahren Kugelhagel eindeckten. Den Banditen war klar, dass sich Crown auf diesem Felsplateau stundenlang ihren Angriffen erwehren konnte.

Sie ließen ihre Pferde zurück und liefen beinahe gleichzeitig auf sein Versteck zu.

Aber sie kamen nicht weit.

Plötzlich krachten weitere Gewehrschüsse.

Einer der Männer ging brüllend zu Boden, ein anderer fiel auf die Knie, ließ sein Gewehr fallen und kippte lautlos zur Seite.

Crown sah, wie sich Marlow überrascht umdrehte. Er fuchtelte mit seiner Shotgun in der Luft herum, aber fand offensichtlich kein Ziel.

Die unsichtbaren Schützen feuerten erneut.

Marlow wurde gleichzeitig von mehreren Kugeln getroffen. Die Projektile packten ihn wie eine Riesenfaust und warfen ihn mehrere Yards nach hinten.

Gellendes Kriegsgeschrei hallte zwischen den Felsen.

Von überall her kamen Indianer auf ihn zu. Crown senkte den Blick und begann mit seinem Leben abzuschließen.

Dann sah er ein bekanntes Gesicht. Es war das Gesicht von Tenawa, dem Comanchen.

Er kam hinter einem der umliegenden Felsen hervor und reckte sein Gewehr in die Luft.

Als sich die Männer gegenüberstanden, hatte Crown das Gefühl, als würde ein riesiger Kloß in seiner Kehle stecken. Tausend Fragen brannten auf seinen Lippen, aber das Einzige, was er herausbekam, war ein jämmerliches Krächzen, das sich wie das Wort *Danke* anhörte.

»Erinnerst du dich, was du zu mir bei der Hütte gesagt hast?«, fragte der Indianer mit stoischem Gesicht. »Deine Zeit zu gehen ist noch nicht gekommen. Wagh, deine Worte haben mich nachdenken lassen. Du musst mir nicht danken, wir sind jetzt quitt. Ein Leben für ein Leben.«

Dann drehte sich Tenawa um und ging den Weg zurück, den er, Crown, gekommen war.

Der Marshal starrte dem jungen Comanchen so lange hinterher, bis dieser nur noch ein kleiner dunkler Punkt am Horizont war und schließlich auch der aus seinen Augen entwand.

Dann zog er nachdenklich sein Pferd herum.

Er würde zwar nie erfahren, warum der Schlächter von Texas Howard Kane, den Mörder seiner Frau, getötet hatte, aber dafür waren jetzt alle Banditen entweder tot oder gefangen, während er die Sache so gut wie schadlos überstanden hatte.

Seiner Meinung nach gab es weitaus schlechtere Deals.

ENDE

Als der Mann hinter sich die Schritte hörte, wirbelte er herum.

Zu spät!

Er sah noch die weißen Kapuzen, die sich vor ihm im Mondlicht mit geradezu entsetzlicher Klarheit in der Dunkelheit abzeichneten, dann spürte er einen harten Schlag am Hinterkopf und stürzte zu Boden.

»Seid ihr verrückt geworden?«

\*

Wieder einmal ein Marshal Crown Abenteuer  
nach historischen Aufzeichnungen.

*In den Klauen des Ku-Klux-Klan*

Band 35 unserer beliebten Westernserie erscheint  
demnächst hier auf [geisterspiegel.de](http://geisterspiegel.de)